

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

189 (16.8.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Antwerpen

Kleine Notizen zur großen Weltausstellung

von einem Nachzügler.

Überall in den Straßen Fahnen und bunte Bänder, Aufbauten aus Holz und Gips, allegorische Figuren, Türme, Pyramiden, Obelisken mit Schmelzen und Verzierungen, Girlanden aus künstlichen Blumen — die ehrwürdige Hafenstadt an der Schelde ist von einer nicht minder ehrwürdigen Stadtverwaltung heraus — kommt, als ob man nicht in der neuen Sachlichkeit, sondern in den besten alten Zeiten der fitzigenen Stufenanordnung oder der Dürer'schen-Weltkarte lebte.

Dieser Jahrmärktstapel ist das Ergebnis der 100. Wiederkehr der belgischen Unabhängigkeit und der damit verbundenen Weltausstellung, die teils hier, teils in Lüttich stattfindet.

Die Ausstellung ist ein imponierendes Bild der kapitalistischen Welt. Handel, Schiffahrt, Kolonien sind die Schlagworte, unter denen der Antwerpener Teil sich manifestiert. Die Großmächte haben ihren Ehrgeiz darin gesetzt, in möglichst glanzvoller und pompöser Weise zu demonstrieren, daß ihre Expansionskraft, ihr imperialistischer Größenwahn — trotz des Krieges ungeschwächt ist. Überwogen der Sonne tropischer Länder aufzuweisen, seinen Blick unter der Sonne tropischer Länder aufzuweisen oder auf die Weltmachtstellung in der Handelsbilanz zu verweisen. So entwirft ein Bild gigantischer Kräfte im Ringen um die Produktion und den Absatz tropischer Früchte — Kaffee, Tee, Kakao, Zucker, Vanille, Kakaonüsse, Reis, Gewürze — und die Gewinnung edler Metalle, Eisenstein, Diamanten und Erze. Argentinische Pomposen, unendlichen Herden erscheinen neben den Fabriken für Corned Beef und Fleischzertrags, Schweineherden der ungarischen Steppen neben arabischen Darstellungen der Wollproduktion Englands, Einrichtungen großer Schokoladenfabriken neben den Vulkanisierungen der belgischen Kongo-Eisenbahngesellschaft, Schwedische Erzeinnung neben den Annonciationsanlagen Swazis.

Deutschland ist nicht vertreten. Nur ein Danjapavillon, ein japanisches und bremens bemerkt sichtbar, das Deutschland gegenüber auch Schiffahrt treibt. Dagegen froht von Lärm und laute Fremdlinge findet dort Kaffee, Weiskaffee, Schokolade, Alpenmilch, Schokolade, Jodler, sowie eine Kutschbahn mit schillerndem Zirkusart. Das sind die Ereignisse, die in den großen internationalen Ausstellungen die — deutsche Kultur vertreten.

Es ist natürlich, daß in der alten Seestadt Antwerpen das größte Interesse sich dem Teil der Ausstellung zuwendet, der der Schiffahrt gewidmet ist. Tausende von Schiffmodellen und Bildern, Plänen und archaischen Darstellungen, Reproduktionen von Verträgen und Hafenanlagen, Karten und Maschinenfabriken hämmern ein: navigare necesse est! Wäre dies ein friedlicher Wettbewerb um Erziehung und Verbesserung der Welt, wofürlich, man durch die Riesenhallen der Nationen freudig! So aber erscheint der Kampf der Völker als brodelnder Kessel, in dem verzehrender Ehrgeiz und Huch vor der Konkurrenz eine Suppe kochen, die nur in den Feldern neuer Armeen wird ausgelöffelt werden können!

Schiffe schließt sich an Halle — Belgien, Frankreich, Brasilien, Schweden, Finnland, China, Indonesien, Norwegen, Argentinien, Belgien, Kongo, Rumänien — wer zählt die Völker, nennt die Namen! Wie beim Turmbau zu Babel schwirren die Sprachen der Hotels und Restaurants durcheinander, und in den Cafés der holländischen Stadt tauchen Laven aus allen Ecken der Welt auf. Wieweit vom Meer der Ausstellungsgelände, umgeben von Wasser, tront auf einsamer Höhe ein Pavillon, so dem nur eine Brücke führt: Großbritannien. Splendid isolation auch hier!

Auch Polen hat einen Pavillon. Es hat zwar keine Schiffahrt, was ich also näher, als sich einen Pavillon für Schiffahrt zu merken! Es gibt darin sogar einiges zu sehen. Zum Beispiel die belgischen arabischen Darstellungen, die auf die Bedeutung des Schiffsverkehrs hinweisen — wenigstens auf seine zukünftige. Schiffe präzisiert sich in Modellen und Skizzen die polnische „Schiffskotte“: immer wieder die beiden neu erdormenen Schiffe, und so war schließlich das einigste, was von der polnischen Seemacht gesehen werden konnte.

Die Himmelschühe

Novelle von Louise Schale-Brück
Copyright by Heise u. Beder Verlag, Leipzig
(Nachdruck verboten.)

„Warum hat sie das getan?“ fragte der Richter rubig.

„Weil — weil sie gedacht hat, wenn das Testament nicht da ist, dann erb ich auch nichts, und dann hat die Ordinerung vom Herr keine Gültigkeit und dann heirat mein Frau sie doch ehber.“

„So, ist nun haben wir ja die Sache klar. Also, wenn kein Testament da ist, dann erb ich nichts, Halten-Bauer?“

„Ne.“

„Und da meint Ihr nun, es mü hte eins da sein, und wenn keine da ist, dann ist's eben beiseitegedrückt worden. Und wenn's einer beiseitegedrückt hat, dann natürlich der, der ein Interesse daran hat, daß es verschwindet. So meint Ihr, Halten-Bauer?“

„So ist, aktuar ist.“

„Nun dann müssen wir erst einmal die Leute hören, die besessen können, daß das Testament überhaupt da war.“

„Ja — da — der Herr Notar“, flötete der Halten-Bauer.

„Der Notar auch die Urheiler.“

„Ein Testament ohne Unterschrift“, sagte er. „Ich habe das den Bauer ein halbusendmal auseinandergesetzt, daß der Halten-Bauer das Testament erst nach Haus mitnehmen wollte. Ich machte ihm noch auf die Zeugen aufmerksam, sagte ihm, daß er's abzeichnen und unterschreiben müsse, wenn er's ohne Zeugen machen wolle.“

„Der kommt nicht mit dem Schreiben umgehen, der war froh, wenn er seinen Namen geschrieben hat!“ rief jemand aus dem Saal heraus.

„So“, sagte der Richter aufmerksam. „Also selbst abzeichnen hätte er das Testament wohl nicht gekonnt?“

„Ja“, sagte der Mann wieder und drängte sich vor — ein alter, schlanker Bauer, der Nachbar des Halten-Bauer — „da hätte ich Zeugen in der Hand von wegen“ — er machte eine Gebärde des Winkens — „und der hat mich mal angegangen, ich soll das unterzeichnen als Zeuge. Aber den amern Das sagte der, das war noch nicht richtig, das müßt noch mal anners gemacht wer'n.“

„So ja, da haben wir ja schon jemand, der von dem Testament nichts weiß“, rief der Richter betrieblig. „Vorläufig allerdings nichts weiter, als daß es nicht unterschrieben wurde. Wer weiß

Nach dieser Demonstration menschlichen Machtwillens und Scheinbar unermesslichen Reichtums einer in Wahrheit atm gewordenen Welt liegt vor uns eine verjüngte Epoche: in Renaissancestil aus dem Jahre 1564 das Rathaus, an seiner Front die Wappen von Brabant, Spanien und der Marquisat des heiligen römischen Reiches, umgeben von alten Häusern aus der spanischen Zeit, vor denen alte Brunnen mancherlei Köstern schon ihr Wasserpiel vorgeführt haben. Vom Hofen der kamen die Eroberer und nahmen Besitz vom Rathaus, durch flandrische Lande marschieren die Heere und schlagen auf diesem Platz ihr Lager auf.

Noch ist die letzte Eroberung der Stadt nicht vergessen. Die Deutschen sind in Antwerpen zwar unbeliebt, aber... nicht sonderlich beliebt.

Der Name ist ein fleißiger und anspruchsloser Mensch. Er gönnt sich nichts und kennt nur ein Ziel: solange zu arbeiten, bis er sich ein Stümchen geschafft hat, das ihn im Alter vor Not schützt. Die Bauern und Hofenarbeiter erinnern an Gestalten aus dem Mittelalter, und manches Wirtshaus im Hinterhofel könnte Schauplatz einer Begebenheit von de Costers „Til Ulenspiegel“ sein. Das Volk hat durch die Jahrhunderte sein Gesicht bewahrt.

Eine Atmosphäre der Ruhe lagert über dieser Stadt, das Tempo des Lebens ist gemächlicher als anderswo. Der Name liebt die Bescheidenheit, die halt moderner Verlehrs ist ihm unheimlich. So kommt es, daß kein Teil der Ausstellung so beliebt, ja überlaufen ist, wie „Alt-Belgien“. Dort hat man mit großem Raffinement, aber auch mit großem Kunstverständnis ein flandrisches Städtchen aufgebaut. Sogar die Inneneinrichtung ist „echt“. In allen Ecken wird gutes Bier von diesen Wirten in flandrischen Gewändern ausgegossen, auf dem Marktplatz stehen Landsknechte mit Helmbarden herum, alte Brüsseler Sittereien werden in Krampfläden feilgeboten. Der Bild streift zu den Giebeln, Tagwerkstätten und Erkerchen der Häuser, und schon ist man bereit, sich für einen Zunftmeister, oder noch besser, für einen Patrizier zu halten, da ruft einen das Surren der Flugzeuge, die über die Schelde fliegen, ins Jahr 1900 zurück.

Abends sind Stadt und Ausstellung in ein Lichtmeer getaucht. Sogar die alten Häuser sind mit Mitteln moderner Reklamebeleuchtung überleuchtet. In der Ausstellung herumeln unzählige Wasserfälle und phantastisch beleuchtete Fontänen. Dies wäre der Grund für das Verlangen des „fliegenden“ Wassers auf der Toilette — sagt der Hotelwirt. Sind wir schon wieder so weit? Das ist doch echt — mittelaltlich! Einer abendlichen Fassade wird die Wasserleitung angelehnt, einer Kennenpolitik die innere Reinlichkeit.

In großen Scharen strömen die Besucher der Provinz den Bahnhöfen zu. Bauern mit breitkrämpigen Hüten, breit wie die Hüften ihrer Frauen, dicke, rundköpfige Kinder, mit strohblonden Haaren, trippeln verärgert und geblendet von den vielen Lichtern nebenher, sie alle kehren zurück in ihre Städtchen und Dörfer, die erst wieder neu erbaud sind seit den Unglücksstagen von 1914.

Viele Besucher aus Brüssel sind unter ihnen. Nur 1/2 Stunden Bahnfahrt haben sie zurückzulegen — und doch trennt eine Welt diese beiden Städte. Die Namen — die Wallonen! Stärkere Gegenstände sind kaum denkbar: das leichte, pariserische, gallische Brüssel und das schwerfällige, bäuerliche flandrische Antwerpen. Scharf prägen die nationalen Verschiedenheiten aneinander und drängen zur Entscheidung. Inzwischen aber vereint der Glanz der „Centenaire“-Feyer die Bewohner dieses Bändchens in einem Spiel von Licht und Farbe. Morgen wird man weiter sehen...

Der Vater der Tiergeschichte

Am 14. August feierte draußen in Amerika seinen 70. Geburtstag ein Mann, der durch sein Werk in Deutschland zu tiefer Wertschätzung gekommen ist. Ernest Thompson Seton, von Geburt Engländer, kam schon im Jahre 1870, also in frühesten Jugend, ins farnidische Hinterland und lernte auf der Prairie den „wilden Westen“ kennen. Damals schon begann er seine Beobachtung und Darstellungen der amerikanischen Tierwelt, und die Reihe des amerikanischen Kontinents gab seinen Tiergeschichten den großen Zug. Thompson ist Dichter gleich Vöns, aber er ist Zeichner, Maler und Fotograf dazu, und so entstehen in seinen Tierbüchern literarische Gebilde, die nach Inhalt, Form und Aufmachung sich vor vielen anderen auszeichnen.

Als im Jahre 1906 zum ersten Male ein Buch von ihm in deutscher Uebersetzung erschien, „Bingo und andere Tiergeschichten“, da war die Gattung der Tiererzählungen bei uns noch so gut wie unbekannt. Und doch fand Thompsons Werk den lebhaftesten Widerhall. Man kann eben keine einfacheren Worte finden als Thompson, um die tausend feinen, akrobatischen und rührenden Züge der Tierwelt zu beschreiben. Man merkt es seinen Büchern an, es reden viele Klänge, auf einem Baumast ausgeschragt, viele Laage im Sattel, im Rohr, im Gebirge, Schweiß und Blut und Wagnertau darin. Da ist nichts von Fabelhaft und Schwärmerei, mit klaren Sinnen sind die Tiere beobachtet in ihren Wohnstätten, Höhlen und Nestern, auf der Strecke bei Tag und bei Nacht. Jede einzelne Geschichte ist ein ereignisreiches Schicksal, ein Werk aus Fleisch und Blut, lebendig und wahr. Man muß nicht immer von Menschen erzählen; ein Dichter vermag uns die Kindheit, die Liebe und das Sterben eines Tieres so nahe ans Herz zu rücken, wie die tiefste Geschichte eines Menschen.

Viele Bücher mit den vielen, oft sehr launig hingeworfenen Zeichnungen Thompsons müßten jedem Knaben geschenkt werden, wenn nicht von den Eltern, so von der Schule oder von Staats wegen. Sie müßten im Schrank jedes Tierfreundes stehen, und neben dem Hirschfänger des weidgerechten Jägers, Jartheit, Kraft und ein prächtiger Mutterwitz sind drei schöne Dinge. Heute sind Thompsons Bücher in weit über einer Million Exemplaren in Deutschland verbreitet (sämtliche erschienen bei der Franck'schen Verlagshandlung, Geschäftsstelle des Kosmos, Stuttgart) und gehören auch heute noch zu den schönsten, die es gibt, ja sie bekommen vielleicht heute erst ihre wahre Wirkung in einer Zeit, in der Kinder nach Autonomie streben und von Tieren höchstens wissen, daß sie vier Beine haben.

Kinder, ja sie sind es vor allem, die Thompsons Bücher lieben und hoch liebt in seinen Erzählungen ein Reis, der jeden in seinen Bann zieht. Thompson lebt mit seinen Tieren zusammen, ohne sie jemals aus ihrer Sphäre in die menschliche zu übertragen. Deshalb sind seine Bücher fern und herb, aber humorvoll und voller Wärme



des Gefühls. Die rührenden und tragischen Züge des Tierlebens weiß er wie kein anderer zu schildern.

Zurückgezogen und einlam lebt der jetzt Siebzehnjährige seit Jahren, er, der seitens seines anderen Ruf und seiner anderen Lodung gefolgt ist, als dem Ruf der Natur, und in der einen Aufgabe der Erhaltung und Pflege ursprünglichen, reinen Naturlebens das höchste Ziel für ein Menschenleben gesehen und gefunden hat. Seine Bücher werden aneinanderzueinander, wichtiger für unsere Zeit mit jedem Jahre und es scheint, als wolle ihre große Zeit erst noch kommen.

Sonderbare Zahlen. Wenn man die Zahlen 0 bis 9 hintereinander und durcheinander schreibt, so daß jede Ziffer einmal vorkommt, wird man stets Werte bekommen, die sich durch 9 teilen lassen, z. B. die Zahlen 1234567890 oder 1357924680 usw. Noch sonderbarer müßt ein anderes Zahlengeheimnis an. Wenn man eine vierstellige Zahl so wählt, daß sie aus vier absteigenden Ziffern besteht, also 5432 und von ihr die auf den Kopf gestellte Reihe, also 2345 abzieht, dann bekommt man als Endergebnis immer 3087. Das geschieht sogar, wenn man die Reihe 3210 und die auf den Kopf gestellte Reihe 0123 vermindert. Die Mathematik kennt eine ganze Reihe dergleicher Zahlengeheimnisse, meist sind sie allerdings viel verwidelter als die angeführten Beispiele.

denn nun etwas davon, daß es unterschrieben wurde? Ist jemand als Zeuge zugezogen worden? Weiß jemand davon, daß Zeugen zugezogen wurden?“

„Alles blieb still.“

„Hier sind wohl sämtliche Verwandte und Nachbarn anwesend?“ meinte der Richter leise lächelnd. „Niemand also, der als Zeuge zugezogen wurde?“

„Ne — ne.“

Der Halten-Bauer wurde kreidebleich.

„Der hat doch selbst auf seinem Sterbebett verordnet, daß sein Testament —“

„War er denn bei klarer Besinnung?“ fragte der Richter scharf.

„So klar wie Sie und ich“, rief der Halten-Bauer höhnlich. „Die da — er wies auf die Dies —, die wird ja sagen, daß er von sich war.“

„Nun?“ fragte der Richter.

Die Busche-Lies schüttelte den Kopf.

„Von sich war er nicht. Der wußte, was er tat. Der wollte mir noch was Hortes antun, ehe er starb. Das hat der auch gesagt.“

„Namen was antun? Warum? Warum überhaupt das ganze Verbot der Heirat?“

Die Busche-Lies schwieg, aber der Halten-Bauer lachte.

„Haha! Der hat gewußt, was das für eine Feine ist. Der hat sie gut genug gekannt. Der hat nicht gemerkt, daß so was in seine Familie kommt.“

Der Doktor sprach ein paar gedämpfte Worte mit dem Richter.

„So ja. Also der Halten-Bauer, das war so ein stolzer Ehrenmann auf seine alten Tage? hm, hm!“

Ein Richter wurde laut, ein halberstehender Ruf:

„Hü ja, das war schon einer!“

„Und nun zur Sache.“ Die Stimme des Richters hob sich ein wenig, wurde schärfer.

„Wer etwas über das Testament weiß, melde sich.“

„Setzt was es ganz still in der Stube. Einen Augenblick. Niemand regte sich. Dann drängte der Halten-Bauer ungeduldig nach vorn.“

„Ich las, daß die das auf Zeit gekauft haben, die Busche-Lies und ihre Tochter. Ich bin das Mädchen gesehen in der Nacht, wie das von da kommen ist. Am Wirtshaus, da bin ich gestanden, da ist sie vorbeigekommen.“

„Nun“, sagte der Richter ernst, „bedenkt, was Ihr tut. Ihr beschuldigt die Frau einer schmerzlichen Ungeheuerlichkeit. Dafür müßt Ihr Zeugen haben. Daß Ihr das sagt, das ist nicht genug. Und das

Mädchen wollt Ihr gesehen haben? Kann man denn vom Wirtshaus aus die Tür dieses Hauses sehen?“

Der Halten-Bauer schwieg betroffen. Aber nur einen Augenblick, dann rief er zornig:

„Die Strak erauf is sie kommen. Was hat die in der Nacht auf der Gäß zu tun? Da flankiert ein anständig Mädchen sich auf der Gäß herum. No freilich, die —“

„Verlästert mein Tochter nicht!“ rief die Busche-Lies. „Vielleicht seid Ihr noch mal froh, wenn die auf Eure alten Tag auf mit Euch ist, wenn Ihr im Allenteil sitzt und mein Tochter sitzt auf dem Balkenweil. Sacht nix gegen mein Tochter, die aeradio auf aus Eurer eignen Familie is wie Ihr selber.“

„So ein!“ schrie der Halten-Bauer. „So ein, die hinter der Tod herkommt!“

Die Busche-Lies wurde bloß bis in die Lippen. Sie redete sich vor dem Halten-Bauer in ihrer ganzen Größe auf.

„Meint Ihr, weil über Euch und Eure Frau das Kreuz gemacht war, da müren Eure Kinder was Besseres? Warum denn? Der soll aufstehen, der meiner Pfiert was nachsagen kann! Der soll reden! Wenn einer die Schand hat, dann hab ich sie. Ich nehme sie auf mich! Dankendmal! Mein Kind laht aufrieden!“

Es gab einen Aufbruch in der Stube. Die Weiber wichen zurück, die Männer haben bestimmend die Busche-Lies an. Donnermetter! Die hatte Kurat! Die schaute sich nicht, die nahm kein Blatt vor den Mund!

„Euer Tochter —“ fing der Halten-Bauer wieder an.

Aber die Lies unterbrach ihn:

„Red nicht von meiner Tochter! Wenn Ihr mein Tochter in der Nacht gesehen habt, dann is sie darum doch noch nicht auf schlechten Wegen gegangen.“

„Vielleicht könnt Ihr sagen, wo Eure Tochter in der Nacht gemessen ist“, sagte der Richter.

„Müß ich darüber Rechenschaft ablegen?“ fragte die Lies finster. „Is das schon so, daß untereins nich mehr auf der Straße gehen kann, wenn es will?“

Der Richter hob beruhigend die Hand. Aber der Halten-Bauer schlug zornig auf den Tisch:

„Die soll herkommen und sagen, wo sie gewest ist. Die soll sich vertheidieren!“

„Kein Wort weiter, Halten-Bauer“, sagte der Richter ernst und scharf. „Ich hab Euch reden lassen, weil ich is am besten den Tatbestand herauszufinden kann. Nun ist's genug. Jetzt bestimme ich.“

(Fortsetzung folgt.)